

Zeitschrift:	Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber:	Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band:	76 (2005)
Heft:	10
Artikel:	Förderplanung : wichtige Orientierungshilfe - und unabdingbar für Bund und Kantone : genaue Abklärungen vor der Heimplatzierung sind wichtig
Autor:	Huwiler, Kurt
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-805273

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Förderplanung: Wichtige Orientierungshilfe – und unabdingbar für Bund und Kantone

Genaue Abklärungen vor der Heimplatzierung sind wichtig

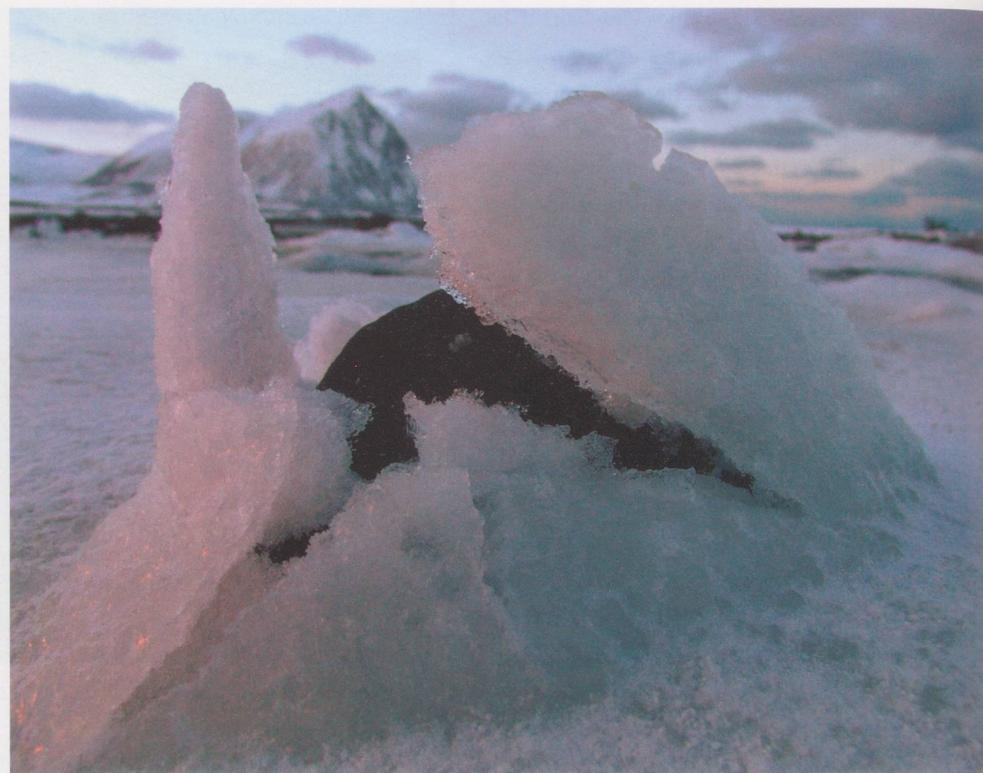
■ Kurt Huwiler

Ein Heimaufenthalt ist dann angezeigt, wenn er genau definierte Ziele verfolgt, die auf andere Art nicht erreicht werden können. Es ist schwierig, den Erfolg sozial- und heilpädagogischer Massnahmen im Einzelfall exakt zu belegen. Das spricht jedoch nicht gegen die Heime, denn es liegen genügend Erkenntnisse vor, wie Kinder und Jugendliche darauf vorbereitet werden können, nach dem Heim ein selbstbestimmtes, befriedigendes Leben zu führen.

Die Platzierung eines Kindes oder Jugendlichen in einem Heim, wenn sie gegen den Willen der Eltern oder der Betroffenen vollzogen wird, stellt einen gravierenden Eingriff in die Autonomie der Familie und des Individuums dar. Aber auch wenn alle Beteiligten einverstanden sind, ist der Erfolg der pädagogischen Massnahme nicht garantiert. Vielmehr braucht es eine sorgfältige Planung und ständige Kontrolle des Heimaufenthaltes, damit die Anliegen des Kindes und seiner Familie möglichst umfassend gewahrt und gefördert werden.

Am Anfang jedes Heimaufenthaltes steht ein Problem, mindestens aber eine komplexe Fragestellung, wenn es sich um einen Abklärungsauftrag handelt. Ein Heim übernimmt seine Funktionen immer stellvertretend für die Familie oder eine andere Sozialisations- oder Bildungsinstanz.

Das bedeutet aber nicht, dass die Herkunftsfamilie ihre zentrale Bedeutung



Eis brechen: Für Kinder und Jugendliche ist es zentral zu wissen, was von ihnen erwartet wird und woran sie und Betreuungspersonen erkennen können, ob die erhofften Fortschritte eintreten oder nicht.

Foto: Robert Hansen

für die Kinder und Jugendlichen verloren. Selbst wenn der Kontakt zu den Eltern sehr eingeschränkt oder gar nicht vorhanden ist, setzt sich das Kind mit Fragen um seine Herkunft auseinander, versucht seine Biografie im Licht derjenigen seiner Familie zu verstehen.

Während heute rund 60 Prozent aller Kinder im Kanton Zürich innerhalb der Schulzeit spezielle sonderpädagogische Massnahmen erfahren, lebt nur eine kleine Minderheit aller Kinder und Jugendlichen bis zur Erreichung

der Mündigkeit je in einem Heim. Die daraus entstehenden Kosten sind aber so hoch, dass nicht nur pädagogische, sondern auch ökonomische Überlegungen mitspielen, wenn die Platzierung in einem Heim erwogen wird. Das Image der Heimerziehung in der Öffentlichkeit hat sich in den letzten 20 Jahren trotz wichtiger Neuerungen und Verbesserungen kaum gewandelt. Immer noch trifft man auf die Vorstellung, dass nicht mehr aus dem Heim findet, wer einmal drin ist. Bei der Arbeit der Fachleute ist

der Blick über den Heimaufenthalt hinaus jedoch selbstverständlich. Es gehört zu den klassischen und unauflösbaren Paradoxien der Erziehung, dass die Erziehenden junge Menschen auf eine Zukunft vorbereiten sollen, die sie nicht kennen und die sie trotzdem ständig in ihr Denken und Handeln einbeziehen müssen.

Zwischen Problemlage und Angebot

Dem Anspruch jedes Kindes und Jugendlichen, Aufnahme an einem Ort zu finden, der auf seine Stärken und Schwächen, seinen Entwicklungsstand und sein -potenzial abgestimmt ist, steht die institutionelle Notwendigkeit einer gewissen Normierung der Abläufe und Angebote entgegen. Innerhalb eines Heimes werden individuelle Bedürfnisse soweit als möglich und pädagogisch sinnvoll berücksichtigt, dabei gibt es jedoch personelle, infrastrukturelle und finanzielle Grenzen. Eine Möglichkeit, diese Einschränkungen zu mildern, besteht in der Spezialisierung der Einrichtungen auf bestimmte Zielgruppen und Angebote. Während beispielsweise im Altenhof ausschliesslich weibliche Jugendliche aufgenommen werden, sind es im Burghof männliche Klienten. Können in der Neumünsterallee auf Grund des Gebäudes nur Kinder zwischen 4 und etwa 12 Jahren betreut werden, sind es im Fennergut Küsnacht junge Menschen zwischen 5 und 20 Jahren. Ist der Rosenhügel in Urnäsch auf geistig behinderte Kinder und Jugendliche spezialisiert, widmen sich die anderen Heime der Stiftung jungen Menschen mit Beeinträchtigungen im Lern- und Sozialverhalten. Für die Krisenintervention stehen je nach Alter der Klientinnen und Klienten die Einrichtungen Riesbach und Florhof zur Verfügung.

Die Spezialisierung der Heime geht aber über diese einfach zu deklarierenden Kriterien hinaus und betrifft auch

das pädagogische Konzept und die Ausgestaltung der täglichen Abläufe und Gepflogenheiten. So existieren innerhalb einzelner Einrichtungen unterschiedliche Abteilungen, die beispielsweise die Betreuung von Klientinnen und Klienten im Haupthaus, in einer Aussenwohngruppe oder in Jugendwohnungen mit unterschiedlicher Betreuungsdichte anbieten (Rötel, Heizenholz). Oder im Gfellergut besteht die Möglichkeit, eines von drei Aufenthaltsmodulen mit einem von vier Ausbildungsmodulen in geeigneter Weise zu kombinieren. Im Vorfeld einer Heimplatzierung ist es also nötig, dass Fachkräfte der Sozialdienste, Sozialzentren oder Jugendanwaltschaften zusammen mit den Heimleitungen (oder anderen, für Platzierungsfragen zuständigen Mitarbeitenden der Heime) eine genaue Abklärung vornehmen. Stellen die Angebote eines bestimmten Heimes die richtige Antwort auf die Bedürfnisse eines Kindes oder Jugendlichen dar? Ist das Kind, sind die Eltern und andere Bezugspersonen damit einverstanden? Erfolgt die Platzierung gegen den Willen der Eltern, und ist zum Schutz des Kindes vor Übergriffen oder ungünstigen Einflüssen im Herkunftsmilieu deshalb ein entfernt liegendes Heim auszuwählen? Ein laufendes Forschungsprojekt, an dem die Stiftung massgeblich beteiligt ist, widmet sich ganz dem Thema des Platzierungsprozesses.

Gezieltes pädagogisches Vorgehen

Damit das richtige Heim und innerhalb des Heimes das richtige Angebot gewählt werden kann, bedarf es genauer Vorstellungen, welche Art der Schule oder Ausbildung sinnvoll ist, wie intensiv das Kind oder der Jugendliche betreut werden soll, wie lange der Aufenthalt voraussichtlich dauern wird usw. Es gilt, die Motivation, den Entwicklungsstand und die Möglichen-

keiten und Grenzen eines Mädchens oder eines Knaben zu berücksichtigen und in die Planung des Heimaufenthalts einzubeziehen.

Diese so genannte Förderplanung stellt eine Orientierungshilfe für alle Beteiligten dar, die sich wie ein roter Faden vom Anfang bis Ende eines Heimaufenthaltes durchzieht. Es ist wichtig, dass sich die Eltern, das Kind, die platzierende Stelle und das Heim über die Zielsetzung des Aufenthalts geeinigt haben. Unrealistische Erwartungen der Eltern, welche schulischen und beruflichen Ziele im Heim erreichbar sind, gilt es ebenso zu diskutieren wie ihre Ängste, an den Rand geschoben zu werden und die vielleicht enge gefühlsmässige Beziehung zum Kind zu verlieren. Übergeordnete, längerfristig angestrebte Ziele müssen in Teilziele etappiert werden. Für die Kinder und Jugendlichen ist es zentral zu wissen, was von ihnen erwartet wird und woran sie und ihre Betreuungspersonen erkennen können, ob die erhofften Fortschritte eintreten oder nicht.

Im Rahmen der Förderplanung werden Intervalle definiert, in denen Standortgespräche stattfinden, um die letzten Monate auszuwerten, die Richtigkeit des weiteren Heimaufenthalts zu prüfen und neue Ziele festzulegen. Wenn immer möglich nehmen an diesen Standortgesprächen das Kind oder der/die Jugendliche, die Eltern und andere Familienmitglieder, die platzierende Stelle, Mitarbeitende des Heimes (beispielsweise die Bezugsperson und die Klassenlehrperson) und eventuell weitere Fachleute teil. Neben dem Leitbild, dem pädagogischen Konzept und dem Personal gilt die Förderplanung als derart wichtiges Merkmal eines qualitativ guten Heimes, dass Bund und Kanton die Betriebsbewilligung und die Finanzierung eines Heimes davon abhängig machen, ob diese Planung dem neusten Stand pädagogischer Erkenntnisse entspricht. Sie ist ein wichtiger Garant der Zukunftsorientierung, die wir oben

als Voraussetzung für den Erfolg erzieherischer Massnahmen betont haben.

Warum ist ein Heimaufenthalt wirksam?

Ein neuerer Wissenschaftszweig, die Resilienzforschung, versucht zu belegen, warum sich gewisse Personen unter schwierigsten Lebensumständen gesund entwickeln oder sich von einer traumatischen Beeinträchtigung körperlicher oder emotionaler Art relativ unbeschadet erholen. Die Ergebnisse dieser Forschung sind für die Sozialpädagogik doppelt interessant: Einerseits erwiesen sich viele Belastungen, denen die Kinder vor dem Heimeintritt ausgesetzt waren, als Risikofaktoren für die Entstehung psychischer und psychosomatischer Erkrankungen und lange dauernder Beeinträchtigungen im Erwachsenenalter. Andererseits ergaben sich klare Hinweise darauf, welche Faktoren dafür verantwortlich sind, dass einzelne hoch belastete Jugendliche, die in Heimen wohnten, eine vergleichsweise problemlose Entwicklung durchmachten, während die anderen gravierende Auffälligkeiten zeigten. «Die Resilienten erwiesen sich insgesamt als intelligenter, im Temperament tendenziell flexibler und in ihrer Beziehungsgestaltung als ‹annäherungsorientierter›; sie hatten eine stärkere Selbstwirksamkeitserwartung und Leistungsmotivation, erlebten sich als weniger hilflos, zeigten ein positiveres Selbstwertgefühl und waren in ihrem Copingstil mehr aktiv-problemlösend. Ausserdem berichteten sie über ein grösseres soziales Netzwerk und befriedigendere soziale Unterstützung. Das Erziehungsklima in den Heimen wurde als weniger konflikthaft, gleichzeitig offener und stärker die Selbständigkeit fördernd geschildert.» (Egle, Hoffmann & Steffens, 1997, in einem Übersichtsartikel, der im Internet zu finden ist unter www.klinik.uni-mainz.de/Psychosoma

tik/PDF_Literatur/egle1997ace.pdf). Temperament und Intelligenz lassen sich nur bedingt verändern. Einige der anderen protektiven Faktoren aber, die oben erwähnt sind, stehen im Mittelpunkt der pädagogischen Anstrengungen. Die bereits erwähnte Förderplanung mit ihren konkreten, kurz- und mittelfristigen Zielen führt zu einem intensiven Dialog zwischen den Mitarbeitenden des Heimes und den Kindern. Im ständigen Austausch mit den Fachleuten lernen die Kinder ihre Bewältigungs- und Lernmechanismen kennen, sie erfahren, welche Konfliktlösestrategien hilfreich und welche destruktiv sind. Ihr Selbstwertgefühl wird gestärkt, indem sie ihren Selbststeuerungsmechanismen zunehmend vertrauen und immer wieder kleine Erfolgserlebnisse haben. Sie lernen, ihre Interessen auf sinnvolle Art zu vertreten und soziale Beziehungen zu pflegen, die auf Gleichberechtigung und gegenseitiger Wertschätzung beruhen.

In einer der wenigen Längsschnittstudien der Schweiz kommt Erziehungswissenschaftler Hannes Tanner zu Ergebnissen, welche die Aussagen Egles zum Erziehungsklima stützen (Tanner, Hannes, 1999, Pflegekinderwesen und Heimerziehung in der Schweiz; in: Colla et.al., *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa*, S. 95–102). Der Vergleich unterschiedlicher Einrichtungen für besonders erziehungsschwierige Jugendliche hat gezeigt, dass Heime, welche die Ich-Stärke der Klientinnen förderten und Wert auf Selbstreflexion, Selbstverantwortung und Konfliktlösefähigkeiten legten, positivere und nachhaltigere Wirkung erzielten. Einrichtungen mit geschlossenen Abteilungen und starker Reglementierung des Heimalltags führten zwar zu einer vorübergehenden Anpassung der Klientinnen und Klienten an die aktuellen Erfordernisse, die Entwicklung der Selbststeuerung und verschie-

dener Persönlichkeitsmerkmale dagegen verlief weniger erfolgreich.

Dauer des Heimaufenthaltes

Grundsätzlich sagt die Dauer des Heimaufenthaltes nichts aus über die Qualität der Betreuung oder über den Grad der Zielerreichung. Nicht selten führen unvorhersehbare Faktoren wie die Verlegung des elterlichen Wohnsitzes oder andere Interventionen der Eltern, psychische Erkrankungen von Kindern und Jugendlichen, Drogen- oder Gewaltvorfälle zu einem frühzeitigen Austritt oder zu einem Übertritt in eine andere Institution. Natürlich ist die maximal mögliche Dauer des Aufenthaltes vom Einrittsalter abhängig, und die unterscheidet sich bekanntlich je nach Heim. Die absoluten Werte sind deshalb weniger interessant als mögliche Veränderungen im Laufe der Zeit. Seit die Stiftung existiert (1.1.2000), ist das Durchschnittsalter der betreuten Kinder und Jugendlichen in den Heimen, die auf einen längeren Aufenthalt angelegt sind (ohne Kriseninterventionen, Beobachtungsstationen und anderes), mit etwa 14 Jahren konstant geblieben. Die Klientinnen sind im Durchschnitt etwas jünger als die Klienten, aber der Unterschied ist statistisch nicht bedeutsam.

Auch wenn die Dauer des Aufenthaltes wie erwähnt nicht überinterpretiert werden darf, können einige Hinweise interessant sein. Die kürzesten Aufenthalte entfallen auf die Heime, die auf Jugendliche ausgerichtet sind, sie betragen im Durchschnitt 8 bis 18 Monate (Altenhof, Burghof, Gfellerhof, Rötel, Sonnhalde Celerina). Diese Heime müssen also besonders viele Wechsel der betreuten Personen meistern, was hohe Anforderungen an das Personal, an die Strukturen, aber auch an die betreuten Jugendlichen stellt, die viele Wechsel erleben.

Deutlich längere durchschnittliche Aufenthalte, zwischen 24 und 36 Monaten, verzeichnen die Wohn- und Sonder-

schulheime, die bereits jüngere Kinder aufnehmen (Flims, Heimgarten, Heizenholz, Ringlikon, Sonnenberg, Villa RA). Klarer Spitzensreiter mit fast 40 Monaten ist der Rosenhügel Urnäsch, in dem ein Kind grundsätzlich während der ganzen obligatorischen Schulzeit bleiben kann und wo die geistige Behinderung der Klientinnen und Klienten eine hohe Konstanz nahe legt.

Die Zeitspanne seit Stiftungsgründung ist noch zu kurz, um Veränderungen in der Aufenthaltsdauer sicher berechnen zu können. Der lineare Trend über die beobachtete Phase weist auf eine Verkürzung des durchschnittlichen Verbleibs im Heim um rund 10 Prozent innerhalb von vier Jahren hin. Eine nahe liegende mögliche Erklärung betrifft die zweimal markant gestiegenen Kosten (Mindestversorgertaxen), welche diejenigen Gemeinden zu tragen haben, die den Heimaufenthalt finanzieren. Die Sparanstrengungen von Bund, Kanton und Gemeinden gehen nicht spurlos an der Platzierungspraxis sozialer Dienste vorbei, wie die Ausführungen verschiedener Leitungspersonen in der Presse belegen. Trotz kürzerer Verweildauer der Betreuten ist die Gesamtbelegung der Stiftungsheime aber konstant geblieben, indem mehr Eintritte pro Jahr erfolgten.

Die zunehmende Priorität finanzieller Erwägungen erhöht das Risiko, dass Kinder und Jugendliche die Förderung und Betreuung nicht rechtzeitig, nicht lange genug oder im Extremfall gar nicht erfahren, obwohl eine sorgfältige Abwägung der Umstände sozial- und heilpädagogische Massnahmen nötig erscheinen lässt. Damit werden aus Sparmotiven Fehlentwicklungen und menschliches Leid in Kauf genommen. Vermutlich geht die Rechnung nicht einmal finanziell auf: Wenn einzelne Personen den Einstieg ins Berufsleben nicht schaffen oder aus anderen

Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime



stiftung zürcher kinder- und jugendheime

Die Stadt Zürich privatisierte ihre 16 Kinder- und Jugendheime im Jahr 2000. Sie übertrug die Führung dieser Einrichtungen der Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime, die zu diesem Zweck gegründet wurde. Im Sommer 2004 übernahm die Stiftung ein weiteres Heim, so dass heute in den Kantonen Zürich, Graubünden, Appenzell Ausserrhoden und Tessin 600 voll- und teilstationäre Betreuungs-, Schul- und Ausbildungsplätze zur Verfügung stehen. Sozialpädagogische Familienarbeit, Kinderkrippen, eine Mutter-Kind-Wohngemeinschaft und weitere Dienstleistungen ergänzen das Angebot.

Das Organisationsmodell der Stiftung unterstützt die Heime darin, eigenständige, lebendige pädagogische Orte zu sein, wo Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene durch qualifiziertes Personal optimal begleitet und gefördert werden. Übergreifende Funktionen wie Angebotsplanung, Finanzmanagement oder Informationstechnologien werden durch die Geschäftsleitung zentral gesteuert. Das eigene Servicecenter entlastet die Heime teilweise von administrativen und technischen Aufgaben.

Infos: www.zkj.ch

Gründen keine eigenständige Lebensführung realisieren können, erwachsen dem Staat hohe Kosten durch Sozialhilfe, Leistungen der Invalidenversicherung oder auch Aufenthalte in Gefängnissen, Drogenentzugsstationen und anderen Einrichtungen.

Vergangenheit als Fundament für die Zukunft

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass der Blick eines Menschen auf die Gegenwart und die Zukunft beeinflusst wird durch seine Erfahrungen in der Vergangenheit. Die Entwicklungspsychologie kennt Konzepte wie das Urvertrauen oder die frühkindliche Bindung, die Psychologie spricht von vorgeformten Interpretationsmustern und handlungsleitenden Systemen. Die Neurophysiologie belegt, dass unsere Wahrnehmung durch die Zellnetzwerke im Gehirn beeinflusst wird, die stark auf früheren Erfahrungen basieren. Doch ist auch bekannt, dass wir zeitlebens in der Lage sind zu lernen, unsere Denk- und Interpretationsmuster zu verändern, uns neues

Wissen und neue Fertigkeiten anzueignen.

Deshalb gilt: Eine Person über eine bestimmte Zeit in ihrem Entwicklungsprozess zu begleiten verlangt danach, ihre früheren Erfahrungen als gegeben, aber in ihren Auswirkungen als veränderbar zu betrachten. Der Einfluss der Vergangenheit auf die Zukunft darf weder überbewertet noch ignoriert werden. Viele Kinder und Jugendliche müssen lernen, sich mit schmerhaften Erlebnissen, mit Enttäuschungen und Verlusten auseinander zu setzen, sich wenn möglich damit zu versöhnen. Dafür brauchen sie mitfühlende Erwachsene, die einerseits ihren Schmerz zulassen und diesen mittragen helfen, die andererseits aber stets die Gewissheit vermitteln, dass die Bewältigung der Vergangenheit möglich ist und daraus wertvolle Erfahrungen und Zuversicht für die Zukunft erwachsen können.